

Nr. 229 **Bromberg, den 6. Oktober.** **1933.**

Jagd im Kreise.

Kriminal-Roman von **John Spencer.**

(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In Long Acre bekam er ein Mietsauto und fuhr nach dem Victoria-Bahnhof... Als er dort ausgestiegen war, hatte er noch immer eine Dreiviertelstunde Zeit. Das Sicherste wäre, zu Fuß weiterzugehen. So konnte er häufig stehen bleiben und sich überzeugen, ob er noch verfolgt würde, obwohl das jetzt, wenn man ihm nicht zufällig vom Bahnhof aus schon folgte, eigentlich nicht mehr zu befürchten war. Auf seinem Wege durch die Victoria Street kam er am Hausblock von Christopher Mansions vorbei, wo er — so schien es ihm jetzt — die glücklichste Zeit seines Lebens als Sir Henry Glazeboroughs Sekretär verbracht hatte. Als er näher kam, blickte er wehmütig an dem großen Gebäudekomplex hinauf. Armer alter Glassy! In mancher Beziehung war er ja ein rechter Esel gewesen und hatte gewiß seine blödsinnigen Mucken gehabt — aber er war doch ein guter Chef gewesen. Die letzte Gehaltserhöhung hatte bedeutet, daß er und Joyce heiraten konnten. Glassy würde ihn für einen rechten Tropf halten, daß er so einfach davon gelaufen war — er konnte ja nicht wissen, daß er einzig und allein in der Absicht durchgebrannt war, die Schmuckstücke wieder herbeizuschaffen.

Vor dem Eingang stand ein Luxuswagen. Roland war schon ziemlich dicht an das Auto herangekommen, als er darin Glassys Wagen erkannte. Er trat auf den Fahrdamm hinter das Auto, denn es wäre doch zu peinlich gewesen, wenn Glassy ausgerechnet diesen Augenblick wählen sollte, um herauszukommen.

Wirklich — es kam auch jemand aus dem Hause heraus, aber es war nicht Glassy. Er blinzelte unauffällig auf den Bürgersteig hinüber, während er langsam auf den Fahrweg hinabtrat — aber dann blieb er wie angewurzelt vor Überraschung auf dem Fahrdamm stehen — er hatte Joyce in eigener Person erblickt. Ein Herr war bei ihr — aber es war nicht Old Glassy. Der Herr öffnete ihr die Tür. Durch das Auto verdeckt, beobachtete Roland sie durch das rückwärtige Glasfenster hindurch. Die Innenbeleuchtung des Wagens brannte, so daß er von beiden die Gesichter sehen konnte.

Im nächsten Augenblick hatte er auch den Mann erkannt. Es war derselbe, der ihn im Gulverbury aufgesucht und sich als Versicherungsagent ausgegeben hatte. Was in aller Welt hatte Joyce in Glassys Wohnung um dreiviertel ein Uhr in der Nacht in Gesellschaft eines Lebensversicherungsagenten zu suchen?

„Nun, so will ich mich verabschieden, Miß Merrow, und Ihnen noch danken", sagte der Mann. „Ich muß noch einmal in mein Bureau zurück, bevor ich zu Bett gehe."

Joyces Antwort sollte Roland Aufklärung bringen. „Aber ganz bestimmt hat Sir Henry gemeint, daß wir Sie nach Scotland Yard zurückbringen sollen — es liegt ja fast am Wege", sagte sie. „Ich will es dem Chauffeur gleich selbst sagen."

Scotland Yard! Kein Versicherungsagent also, sondern ein Geheimpolizist! Ein Geheimpolizist — Joyce — Glassy? Was konnte das bedeuten? Er erhaschte nur noch einen letzten Schimmer von Joyce, als der Wagen abfuhr.

15.

Genau um halb zwei Uhr war er an der Telephonzelle an der Ecke der Bedford Row angelangt — an derselben Stelle, wo zuerst er eingewilligt hatte, gemeinsame Sache mit der Bande des Wisperers zu machen. Kaum zwei Tage war das her — und in dem kurzen Zeitraum hatten sich alle seine Aussichten im Leben so völlig gewandelt.

Fast im selben Augenblick kam ein elegantes Kabriolett aus der Theobald's Road herausgefahren und hielt vor ihm an der Bordkante an. Er stieg ein und fand sich neben Connie, die sofort wieder davonfuhr. Sie bog in eine schmale Seitenstraße ein. Dort hielt sie an, wartete ungefähr eine Minute und fuhr wieder los.

Sie steuerte nordwärts und verfolgte dabei einen Zickzackkurs. Nachdem sie so etwa einen Kilometer gefahren war, hielt sie den Wagen wieder an.

„Es hat uns niemand entdeckt", bemerkte sie. „Aber der Meister hat befohlen, sich stets doppelt zu sichern." „Ich werde es schon noch lernen", sagte er gleichgültig.

„Ich weiß — aber ich wünschte, Sie hätten das nie zu lernen brauchen." Dann fuhr sie weiter.

Nach fünf Minuten kamen sie durch das Armenviertel von Camden Town. Sie hielt den Wagen an und fuhr rückwärts in eine Garage, die vor kurzem noch ein Pferdestall gewesen war. Sie stiegen aus, und sie bat ihn, die Tür zu verschließen.

Dann führte sie ihn durch eine Seitentür aus der Garage eine schmale Treppe hinauf. Am oberen Ende der Treppe befand sich eine zweite Tür. Einen Augenblick später schaltete sie Licht an, und Roland befand sich in einer geräumigen und geschmackvoll eingerichteten Vorhalle.

„Es ist gar nicht so übel, mein kleines Nest — nicht wahr? Obwohl es über einem Grünwarenladen liegt! Und die ganze Nachbarschaft ist ja auch einfach verheerend. Aber anders geht es eben nicht, wenn man einen sicheren Schlupfwinkel braucht." Ihr Ton war eigentlich kaum wie der eines Spießgesellen, mit dem er durch Raub und Mord verbunden war. Es war vielmehr der beiläufige Ton einer Gastgeberin. Er schaute sie erstaunt an. Sie hatte ihren Abendmantel abgelegt und erschien ihm jetzt anziehender denn je in ihrem erstklassig geschnittenen Abendkleid — schwarz mit einer einzigen Silberrose.

„Hier wohnen Sie also?" fragte er.

„Ja. Und gegenwärtig auch Sie. Das heißt," fügte sie mit einem leisen Lachen hinzu, „wenn Sie nichts dagegen haben."

Sie geleitete ihn in ein großes Zimmer, das durchweg in Schwarz und Gold gehalten war. Es wäre ein verwirrender Aufenthaltsraum gewesen, wenn man hätte allein darin sitzen sollen. Aber Connies Anwesenheit ließ ihn durchaus normal erscheinen — als die natürliche und stilgerechte Fassung für ihr bizarres und schillerndes Wesen.

„Ich habe nur Ihretwegen etwas dagegen einzuwenden", stieß er hervor.

„Etwa wegen meines guten Rufes?" Es lag mehr Bitterkeit in dem Lachen, das diese Worte begleitete, als wirkliche Heiterkeit. „Keine Angst, ich habe keinen mehr zu ver-

lieren. Ebensowenig wie Sie — jetzt." Ihre Augen trafen sich, und ihr Blick löste eine unbestimmte Verwirrung in ihm aus.

„Das klingt gerade so, als ob Ihnen der Wisperer gesagt hätte, daß ich auf so tückische Weise dazu gebracht worden bin, Lady Whiddon zu töten." Sie wandte sich ab, und das sagte ihm, daß sie es wußte und betrübt darüber war. Sie war ein ganz seltsames Geschöpf. Er war geneigt, sie zu verachten, weil sie ein Werkzeug des Wisperers war, und doch wollte ihm das nicht gelingen.

Er ließ sich auf ein Sofa nieder. Dabei kam es ihm erst zum Bewußtsein, daß er körperlich völlig erschöpft war. Sie stellte sich neben ihn und blickte auf ihn herab. „Ich sagte Ihnen schon einmal, daß Sie ein lieber netter Junge sind und daß Sie mir sehr leid tun." „Und was ist jetzt aus mir geworden? Na — ab damit!" „Dasselbe, was ich auch bin...", antwortete sie. „Ein Ausgestoßener und Verworfener, ein Paria — zerfallen mit aller Welt."

Er wußte, daß ihre Worte der Wahrheit entsprachen, aber er hatte bis jetzt noch gar nicht die volle Tragweite, den ganzen Umfang seines Unglücks erfaßt. Connie ging zu einem zierlichen Schränkchen, und jetzt vernahm er das Zischen eines Siphons.

„Wir werden uns gegenseitig trösten müssen, Roland. Die anderen von der Bande sind ziemlich minderwertige Gesellen. Sie sind alle bloß Handlanger. Sie werden sie schon noch zur Zeit kennenlernen. Sehr geschickte Kerls — aber keine guten Kameraden."

„Und der Wisperer?"

„Ich glaube nicht, daß Sie in absehbarer Zeit mit dem Meister zusammentreffen werden — wenn überhaupt jemals." Roland dachte darüber anders, aber er sagte nichts weiter. Sie reichte ihm einen Becher mit Whisky und Soda. „Sie haben nichts anderes mehr als dies — und mich!" sagte sie. Und dabei lag wieder etwas in ihren Augen, was ihn erschreckte. Er nahm den Becher und leerte ihn auf einen Zug. Connie saß neben ihm auf dem Sofa.

„Sie waren stets sehr nett zu mir!" Er faßte sie leicht bei der Hand.

„Ich habe das Bedürfnis, Ihnen etwas zu berichten, was mich angeht. Hören Sie! Gerade einen Abend, bevor der Wisperer seine Klauen nach mir ausgestreckt hat, hatte ich meine Hochzeit festgesetzt!" „Ich weiß. Mit Miß Merrow." Er stutzte, und sie fuhr fort: „Das hilft nichts mehr — nehmen Sie die Sache, wie sie ist! An diese Heirat ist jetzt nicht mehr zu denken!"

Langsam begriff er. Er war ja ein Narr gewesen, sich das nicht selber schon früher zu sagen. Wie konnte er denn, mit solcher Mordschuld beladen, überhaupt noch daran denken, Joyce zu heiraten? Selbst wenn es ihm gelingen würde, den Wisperer der Gerechtigkeit zu überliefern — „das Gesetz kann keine Nachsicht mit einem Mörder üben."

Und in den Augen des Gesetzes war er zweifellos schuldig. Die einzige Frau auf der Welt, an die er sich noch halten konnte, war Connie. Und wahrscheinlich war er auch der einzige Mann in der Welt, der für sie noch in Frage kam. Er hatte kein Verlangen nach ihr, darüber war er sich klar. Aber wie — wenn sie seiner bedurfte und nach ihm verlangte — wenn sie durch ihre Einsamkeit dazu getrieben wurde, nach seiner Liebe zu verlangen? Mit wachsendem Entsetzen erkannte er die ganze Fülle ihrer Überlegenheit und die Hilflosigkeit, mit der er ihr ausgeliefert war.

Er mußte vor allem jetzt erst einmal Zeit gewinnen und sie auf gute Art hinhalten, ohne sie durch eine beleidigende Abweisung zu verstimmen. Er lehnte sich also einen Augenblick lang, wie von Schlafsucht überwältigt, zurück, schloß die Augen, öffnete sie im nächsten Augenblick wieder und schaute mit einer gutgespielten Verstörtheit um sich, wie jemand, der auf einer langen Eisenbahnfahrt ein wenig eingenickt ist.

„Connie, ich bin einfach hundemüde... bitte lassen Sie mich jetzt gehen, ich muß mich erst einmal gründlich ausschlafen."

Sie sprang sofort auf.

„Aber natürlich, mein lieber Junge, das ist gar kein Wunder. Sie müssen ja nach allem, was Sie erlebt haben, jetzt vollkommen übermüdet sein. Wie egoistisch von mir, das ganz zu vergessen!"

Sie führte ihn auf sein Zimmer, machte sich liebevoll um ihn zu schaffen und sorgte für seine volle Bequemlichkeit. Und gerade diese echte Mütterlichkeit, die niemand bei einer Abenteuerin erwarten würde, war für ihn am allergefährlichsten — darüber war er sich vollkommen klar...

16.

Es ergab sich aus der Natur der Dinge, daß Connie es wohlweislich vermied, sich mit Dienstboten zu umgeben. Sie zog es also vor, ihren Haushalt selbst in Ordnung zu halten. Am nächsten Morgen bereitete sie das Frühstück für ihren unfreiwilligen Gast — und allen schweren Gedanken zum Trotz, die ihn verfolgten, konnte er nicht umhin, der schmackhaften Mahlzeit mit einem wahren Bärenhunger zuzusprechen.

Connie selbst erwies sich zwar als eine äußerst aufmerksame Gastgeberin, aber sie gehörte zu jenen weiblichen Naturen, die fortwährend allen möglichen wechselnden Launen und Stimmungen unterworfen sind, und so war sie auch während des Frühstücks mit ihren Gedanken schon wieder bei allerlei geschäftlichen Angelegenheiten.

Als sie am wohlgedeckten Tisch Platz nahmen, überreichte sie ihm ein Bündel von hundert Pfundnoten.

„Der Lohn für gestern!" bemerkte sie dabei. „Da Sie ja im Gulverbury alles haben stehen und liegen lassen, so werden Sie sich nun wohl erst ganz neu einpuppen müssen. Glauben Sie, daß dafür noch weitere fünfzig Pfund ausreichen werden?"

Das gab ihm seine volle Unbefangenheit zurück. Es war jedenfalls weit unverfänglicher, mit ihr über Geldangelegenheiten zu verhandeln, als irgendwelche gemeinsame Zukunftsfragen zu erörtern.

„Ich verschaffe Ihnen die fünfzig Pfund heut mittag", fuhr sie fort, „oder sagen wir lieber heut abend, denn zum Lunch werde ich noch nicht zurück sein können." Das bedeutete also, überlegte er, daß sie den Wisperer noch heute morgen treffen würde. Deshalb suchte er nach einem Vorwand, um ihr seine Begleitung anzubieten. Aber sie gab ihm keine Gelegenheit dazu.

Sie hatten zusammen in der Wohnküche Platz genommen, wie Connie es aus Bequemlichkeitsgründen gewohnt zu sein schien. Auf der Anrichte lag ein Stoß Tageszeitungen. Connie nahm eine davon an sich. „Sie sind ein so bescheidener junger Mann — von Ihnen erfährt man überhaupt nicht, was eigentlich geschehen ist. Da muß ich wohl einmal selbst nachsehen, was die Zeitung von Ihneu zu berichten weiß."

„Es liegt doch wohl gar nicht in Ihrer Art, sich an solchen Dingen zu weiden", erwiderte er. „Sie erscheinen Ihnen gewiß im Grunde ebenso verabscheuenswert wie mir."

„Ach — nicht immer... das kommt ganz darauf an. Mir macht es manchmal sogar Spaß. So eine kleine Treibjagd mit all ihren Finten ist auch ein ganz anregender Sport — solange sie einen nicht erwischen, versteht sich... O — sehen Sie nur einmal an, da sind Sie ja schon..."

Dabei schwenkte sie triumphierend das Hauptblatt mit den riesigen Schlagzeilen, die über die volle Breite des Satzspiegels liefen.

Er griff nach einem anderen Blatt. Rein vom Standpunkt der Sensation aus gesehen, war das gestrige Unternehmen allerdings das Glanzstück des Wisperers. Roland versuchte vergeblich, seinen Blick von der beigegebenen Photographie der unglücklichen Lady Whiddon abzuwenden. Er suchte etwas ganz Bestimmtes, das ihn unausgesetzt beschäftigte, und er fand es auch sogleich.

„Polizeistreife überlistet! Verbrecher entkommt im Polizeiauto!"

Da war ein langer Bericht darüber, wie er es angestellt hatte, das Polizeiauto zu entwenden. Es war alles bis ins kleinste ausgeführt — aber man nahm anscheinend an, daß er sich in der Hecke verborgen hatte, während er doch in Wahrheit noch zwischen den Scheinwerfern des großen Buissetwagens gehockt hatte. Was ihn aber am meisten interessierte, war der Buisset selbst. Und es wurden auch viele Worte darüber gemacht. Es war, nach dem Bericht zu urteilen, der allerwichtigste Fang, den die Polizei bisher gemacht hatte, und sie erhoffte sich davon eine große Hilfe bei ihren weiteren Unternehmungen gegen die Wisperer

(Fortsetzung folgt.)

Mutter Maruschka.

Skizze von Helene Kaminski-Königsberg.

In aller Herrgottsfrühe kam der junge Holzer die Dorfstraße entlang geschritten; eben hatte er noch der Gretke, seiner jungen Frau, zugewinkt. Nun bog er dem Jagen 1 zu, in dem er das Unterholz zu schlagen hatte. Da prallte er an der Straßenbiegung mit der alten Maruschka zusammen. Die humpelte auch zum Wald, die müden Beine nach Art der Sameiten mit Sacktuch umwickelt, darunter die ledernen Pareskеn gebunden. Verrufen war sie im Dorf, man wußte eigentlich nicht warum. Die Leute gingen ihr gern aus dem Weg, und die Kinder riefen Spottnamen hinter ihr her. — — Der Holzer lachte gutmütig auf: „Na, dreimal angeklopft und unberufen gesagt, Alte, dann wird's schon keinen Schaden bringen, daß mir ein altes Weib am Morgen über den Weg läuft!" —

„Hörst du, Holzer!" sagte die Alte im Weitergehen, „die Petra sitzt vor der Tür und singt — und Schafswoll hechelt sie. Geh nicht durchs Dorf!" Nach Ansicht der Alten war es nicht gut, ein junges Weibsbild beim Schafswollhächeln anzutreffen, da konnte den Mannsleuten leicht das Herz mit angesponnen werden. Der Holzer lachte und ging seines Wegs. —

Da stand er vor der Petra. Hell sang sie in den frühen Morgen; es war ein Lied, das die fremden Erntegänger von jenseits der Grenze sangen.

„Komme, komme Nachtigallchen,
Singe deine schönsten Lieder,
Meine lieben, jungen Brüder
Wissen sonst die Saatzeit nicht!"

„Morgen, Petra!" grüßte der Holzer, dabei sah er das Mädchen an. War die Marjell schön geworden, alles an ihr leuchtete, der rote Rock, die weiße Jacke und das bunte Kopftuch. Und die Augen — der Holzer mußte an das tiefe Moorwasser denken, wenn die Sonne darüber schien, — so waren Petras Augen. Ihm wurde beklommen unter dem Blick. Mit Mühe riß er sich los — ihn hielt etwas. Hinter ihm her juchheite die Petra einen wilden Lockruf, wie ihn der Steinkauz durch die Nacht schreit. Dem Holzer ging es wie ein Stich durchs Herz. Ja, schön war die Petra, aber liederlich, das wußten alle Leute im Dorf. —

Im Jagen schlug er das Unterholz; die Arbeit wollte nicht fluschen. Er warf Axt und Schlagmesser hin und setzte sich ins weiche Moos. — Ein roter Rock schimmerte durchs Unterholz — gleich darauf saß die Petra neben ihm. Sie war nicht zimperlich und bot ihm den roten Mund zum Kuß. Dem Holzer schlug das Herz bis in die Augen. War die Marjell schön!

„Daß du noch keinen Mann hast, Petra, das muß einen doch wundern!" brachte er endlich mühsam hervor.

„Jeden Tag könnte ich einen haben, aber ich will sie alle nicht. Der Einzige, den ich wohl gewollt hätte, hat eine andere genommen! — — Na, ja" fuhr sie nach kurzer Pause fort, „Du hast doch die Gretke genommen!"

Nun konnte der Holzer wirklich frei und herzlich auflachen: „Was schwindelst du da, Marjell, wir haben uns doch zuvor nie aneinander gekehrt, hattest ja auch genug zu tun mit den Jungens im Dorf, im Nachbardorf, na, und überall, wo es Mannsleute gab!"

Die Petra lachte. In ihre Augen kam ein Glanz, wie ihn junge Baummarder haben, Lust am Beutemachen. Sie rückte ganz nahe an den Holzer und warf die Arme um seinen Hals: „Ja, wenn die Gretke nich wär'!"

Hatte die Petra das geflüstert oder hatte er es selbst nur gedacht? Ihn schwindelte — nichts war mehr da, nur er und Petra, kein Förster, dem er die Arbeit schuldig blieb, kein Dorf, keine Menschen sonst, nicht seine Frau, die sanfte Gretke — nur er und Petra, Petra. — —

„Laß mich los, ich hab' Hunger!" Unbekümmert packte Petra ihr Frühstücksbrot aus. Eine alte zerknitterte Zeitung strich sie über den Knien glatt. „Sieh nur, was da steht, da soll ein Jungbauer den Altsitzer mit Pilzgift aus dem Weg geräumt haben, aber sie können ihm nichts beweisen!" — Ein langer, versonnener Blick traf den Holzer. — „Sowas gibt's — kein Mensch merkt was!"

Um den Holzer begannen die Bäume zu tanzen, alles drehte sich, wehrlos fiel er einem Unheil anheim. —

Die Petra war aufgesprungen, band das Kopftuch fest und zog trällernd durch das knickende Unterholz davon. Dem Holzer fuhr jeder Laut, den das knickende Holz gab, durch die Glieder. —

Bald machte er Feierabend, obgleich die Sonne noch hoch stand, und ging zum Dorfkrug. Da setzte er sich, das Gesicht zur Wand gekehrt, und trank, Grog und Bier, und dann wieder Bier und Grog. Er sah und hörte nichts von den Leuten, die aus und ein gingen, starrte auf die Wand, bis sich die Wand zum Wald zu weiten schien. Bäume standen darin, und durch das Rauschen meinte er zu hören: „Ja, wenn die Gretke nicht wär' — — Pilzgift — — kein Mensch merkt was!"

Abend war es geworden, die Petroleumlampe warf ihren trüben Schein durch die Stube. Dudeln und Klingeln drangen von der nahen Wiese, auf der seit Tagen ein Karussell und einige Kaufbuden standen. Über all dem Lärm auf einmal der jauchzende Lockruf der Petra!

Der Holzer sprang auf, lief auf die Straße. Gerade kam die alte Maruschka mit ihrer Holzbürde aus dem Wald. Dem Holzer spannten sich die Fäuste, all das Unheil, das urplötzlich über ihn gekommen war, legte er ihr zur Last. Schütteln wollte er die Alte, verzaubert hatte sie ihn, die Wetterhexe.

Maruschka blieb ruhig vor ihm stehen. „Zeit scheint es, daß ich dir wieder einmal über den Weg komme, Holzer. Und jetzt um die Uhlenflucht (Dämmerung) kann dir das keinen Schaden mehr für den Tag bringen. Da hör nur!" Sie wies mit dem Stock die Straße aufwärts. „Da singt die Petra ihrem neuesten Schatz was vor!" Der Holzer hörte deutlich die helle Stimme der Petra. — Dann trat ein Paar aus dem Seitenweg in den Lichtkreis der Straße. Es war die Petra, die mit einem Burschen eng umschlungen von der Karussellwiese kam — gerade band sie ihm ein großes Pfefferkuchenherz um den Hals.

„Glaubst du, daß sie mehr zu verschenken hat als ein Pfefferkuchenherz?" hörte der Holzer die Alte sagen.

Da wich die Starre aus seinen Gliedern. Er sah die Welt wieder, wie er sie früher gesehen hatte, nur die alte Maruschka schien darin verwandelt. Das war kein Hexengesicht, das da unter dem fadenscheinigen Kopftuch zu ihm auffah, sondern ein liebes, mütterliches Altfrauengesicht, daraus ihn zwei helle Augen gütig und forschend anschauten.

„Mutter, Mutter Maruschka", konnte er nur stammeln, und heiß stieg es ihm in die Augen. Wie ein Junge kam er sich vor, der aus großer Gefahr gerettet, die Hand der Mutter spürt. — „Bürd' ab, Mutter Maruschka, ich trag dir das Holz zur Kate — und jeden Abend bring ich Holz aus dem Wald mit, wenn ich von der Arbeit komme!"

Das Antlitz der Alten erhellte sich in unsagbarem Staunen. Wie lange nicht! „Laß nur Holzer, was würden die Leut' sagen, wenn du der alten Maruschka das Holz zur Kate bringst!"

„Die Leut'!" Da stand schon wieder der alte Holzer, stark, jung und frohäugig. „Die Knochen schlage ich jedem entzwei, der noch jemals etwas gegen dich sagt, Mutter Maruschka!" — Dann raffte er die Holzbürde auf die Schultern und stürmte davon.

Die Dorfkinder hatten neugierig dagestanden und drückten sich scheu am Wegrand neben der Alten her. Keines wagte der Alten ein häßliches Wort zuzurufen. „Noavend!" (Guten Abend) sagten sie. Die Alte nickte den Kindern zu, ein glückliches Lächeln stand ihr im Gesicht, und die alten Augen schauten weit über alles hinweg — sie mochte die Zeit vergessen haben und sah sich selbst als Kind im fernen Heimatdorf und redete die Sprache ihrer Väter: „Labas vakares" (Guten Abend), grüßte sie die Kinder, „dieve zegnok jus!" (Gott segne euch).

Wie alt sind unsere Früchte.

Herbstliche Betrachtung von Bertha Witt.

Es klingt unwahrscheinlich, daß jene Frucht, die in unserer europäischen Kultur als die jüngste erscheint, die **Banane**, wohl die älteste gewesen ist, die es auf der Erde gab. Ganze Völkerschaften der heißen Zonen lebten fast ausschließlich schon von ihr, als in Europa noch kein Apfel,

keine Birne wuchs. So ist es auch nicht merkwürdig, daß man die Banane, nachdem sie den Europäern lange nach dem Ausgang des Mittelalters bekannt geworden war, als die eigentliche Paradiesfrucht erkennen wollte, die Eva im Garten Eden verbotenerweise gebrochen haben soll, wie man denn früher auch im Hinblick darauf die Banane als Adamsfeige zu bezeichnen liebte. Die Banane erscheint im Sanscrit unter der Bezeichnung „pala", was mit dem alten „mala", womit man im Altertum gern alle runden Früchte benannte und was später einfach mit „Apfel" übersetzt wurde, ziemlich verwandt klingt.

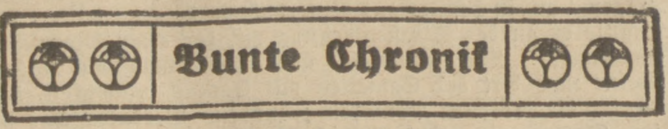
Unser Apfel hat mit dem Paradies also anscheinend wenig zu tun, ebenso wie man ihn unter den „goldenen Früchten" der hesperischen Gärten vergebens sucht, in denen sich bekanntlich fast derselbe Sinn wie in der süßen Paradiesfrucht verbirgt. Diese Früchte der Hesperiden sollen nichts anderes als Orangen oder Zitronen gewesen sein, von denen sich ein paar seltene Exemplare aus ihrer östlichen Heimat Hinterindien und China gelegentlich in die alte Kulturwelt um den Ostwinkel des Mittelmeeres verirrt haben dürften, um hier als Göttergeschenke bestaunt zu werden und in die Gegenwart überzugehen; mancher will in jenem göttlichen Obst allerdings die Quitten erkennen.

Sieht man indessen von diesen sagenhaften Früchten und der alten Bananennahrung wilder Völker ab, so dürfte die Weinrebe die älteste Frucht der uns bekannten Geschichte gewesen sein. Von Weinbergen, von süßem Wein ist im alten Testament häufig die Rede. Weintrauben sind es auch, die als Luxusfrüchte, in einer schon großartig entwickelten Kultur gezogen, auf die römischen Tafeln kommen. Neben ihnen kennt Rom die honigsüßen getrockneten Datteln und Feigen, die in solchem Ansehen stehen, daß sie als Neujahrsgeschenke beliebt sind. Rom ist es auch, das alsbald eine ganze Reihe unserer heutigen Kulturfrüchte, die auf den griechischen und römischen Streifzügen nach Südosten entdeckt worden waren, in eifrige Pflege nimmt. So findet Alexander der Große am Schwarzen Meer die Kirsche; über Griechenland kommen Birne und Apfel und erscheinen bald in zahlreichen edlen Sorten in Rom; auch der Pfirsich, den man in Persien entdeckt, siedelt sich in Italien an.

Ziemlich wertlose kleine Äpfel findet man auch in Germanien, ohne mit ihrer Züchtung besondere Ergebnisse zu erzielen; aber man bringt zur Zeit der römischen Invasion Pfropfreiser nach Germanien, um Veredelungsversuche mit den germanischen halbwilden Bäumen zu machen. So finden Apfel und Birne bei uns eine Heimat, in der sie sich, ebenso wie die Kirsche, überaus wohlfühlen, wenn auch über einem allgemeiner betriebenen Obstbau in Deutschland schon das Mittelalter anbricht. Viel später, etwa im 16. Jahrhundert, erscheint vom Balkan her die Pflaume in ihren zahlreichen Arten; und plötzlich erwacht eine Gartenliebhaberei, die am liebsten alle Exotenfrüchte in Gewächshäusern züchten möchte.

Die Zitrone ist schon den Griechen und Römern nicht ganz unbekannt gewesen; denn Ärzte und Gelehrte wie Galen und Dioscurides erwähnen sie bereits; aber erst die Araber siedelten sie im 10. Jahrhundert in Nordafrika an; allmählich nahm sie dann ihren Weg nach Spanien und Sizilien, um bedeutendes Ansehen erst im 17. Jahrhundert in Verbindung mit den damals Mode werdenden Limonaden zu gewinnen. Besser ging es den Orangen, die von den Portugiesen um 1554 aus dem bisher verschlossenen China mitgebracht wurden und sich rasch Europa eroberten. Damals nahm man sich auf den Kanarischen Inseln auch bereits der Bananen an, aber eine Ausfuhr war bei ihrer leichten Verderblichkeit lange Zeit unmöglich. Ebenso ging es mit der Ananas, die man bei der Entdeckung Amerikas kennen gelernt hatte; ganz selten gelangte ein Exemplar nach Europa. Man half sich mit der künstlichen Züchtung in Gewächshäusern, was bei der Ananas nach langen Mühen, niemals aber bei der Banane gelang.

Auch unsere Erdbeere hat ein ziemlich jugendliches Alter; wohl verpflanzte man schon im 16. Jahrhundert die kleine deutsche Walderdbeere in den Garten; aber die Früchte blieben doch ziemlich klein. Um 1780 konnte ein Reisender fünf chilenische Erdbeerpflanzen — die einzigen, die Chile herausließ, während es sonst neidisch über seine Schätze wachte — nach Paris bringen. Auf diese geht unsere heutige Erdbeerkultur in Europa zurück. Der Fremdling ist zwar kulturfähiger und ungleich größer, aber dafür weniger aromatisch als die kleine deutsche Gartenerdbeere; immerhin wäre ohne jene Europas Bedarf schwerlich zu decken.



Der unterschobene Bräutigam.

In Saloniki kam es anläßlich einer Hochzeitszeremonie in der Kirche zu tragikomischen Zwischenfällen, die damit endeten, daß die Trauung nicht zustandekam und der Bräutigam ins Gefängnis wandern mußte. Die Vorgeschichte dieses Skandals ist ebenso ungewöhnlich wie romantisch. Ein junger Mann aus Saloniki war in ein schönes Mädchen verliebt, das ihm aber kein Gehör schenkte. Monatelang bemühte er sich vergebens um die Gunst der Angebeteten. Endlich klagte er einem Freunde sein Leid. Die beiden schmiedeten nun ein Komplott. Der Freund des unglücklich Liebenden war ein stadtbekannter Herzensbrecher, der sich rühmte, daß kein Mädchen ihm widerstehen könne. Er begann nun, der Schönen den Hof zu machen, und schon nach kurzer Zeit konnte er seinem Freund von seinen Erfolgen erzählen. Das junge Mädchen erwiderte die Neigung des angeblichen Freiers und nahm auch schließlich seinen Heiratsantrag an. Der Tag der Trauung wurde festgesetzt. Als die feierliche Handlung vor sich gehen sollte und die junge Braut mit Tränen der Rührung an der Seite des Bräutigams kniete, sprang dieser plötzlich mit einem kühnen Satz zur Seite und verschwand aus der Kirche. Ehe die Anwesenden noch den Vorfall richtig erfaßt hatten, kniete der verschmähte Liebhaber, der in einem Versteck auf diesen Augenblick gewartet hatte, an der Seite der fassungslosen Braut. Glückstrahlend sah er ihr in die Augen, denn er meinte, daß sie keinen Skandal machen und in letzter Stunde nicht nein sagen würde. Aber diese Annahme erwies sich als ein schwerer Irrtum. Als die Braut sich von der ersten Überraschung erholt hatte, gab sie dem jungen Mann an ihrer Seite eine schallende Ohrfeige und sparte nicht mit Schimpfworten, wie sie die Wände des Gotteshauses noch nie gehört hatten. Wutbebend verlangte sie, daß sofort die Polizei benachrichtigt werde. Der Priester teilte ihre Empörung und holte höchstpersönlich einen Polizisten herbei, der den armen, enttäuschten „unterschobenen" Bräutigam ins Gefängnis abführte.



Sehr wahrscheinlich.



Meinen Sie nicht, daß Radfahren zu schwer wär'?"
„Für Sie vielleicht nicht, aber für das Rad!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.